

Vielleicht leben wir in einer Krise einer ins Maßlose getriebenen Lebensweise. Ist es dann schlimm, sich ein wenig einschränken zu müssen?

Helmut Bräuer schreibt über eine Zeit, die unsere Stadt mit all den benannten Plagen überzog, die ans Existenzielle rührte, die des Dreißigjährigen Krieges. Insofern sind die Dargestellten heute anderen Regionen näher als uns. Er lässt uns nicht nur in das soziale Gefüge eines Gemeinwesens hineinschauen, das vordem um die 5.500 Einwohner zählte, am Ende aber nur noch 1.200. Er begibt sich vielmehr mit uns in die Ereignisse hinein, indem er sie individualisiert, den Akteuren einen Namen und eine Geschichte gibt. Er nimmt sich ihrer so liebevoll an, dass es ihm gelingt, unsere Anteilnahme zu wecken.

So zeigt er nicht nur die Verrohung, die der Krieg hervorbringt, sondern auch, wie Einzelne dem ihre Menschlichkeit und ihren Mut entgegensetzen. Da ist der Pestpfarrer Markus Hackenberger, der sich für jeden von der Seuche Betroffenen interessiert, denn: „Jeder von ihnen war zwar krank, aber jeder war ein anderer Mensch, also auch ein anderer Kranker.“ Da ist auch der Magister Faber, der es wagt, von der Kanzel der weltlichen Obrigkeit zu widersprechen, die Münzvermehrung und -verschlechterung betreibt, seinerzeit nicht etwa, um die allgemeine Not abzumildern, sondern um den eigenen Beutel zu füllen. Hier erscheinen Bräuer diejenigen erwähnenswert, die vom vorgesehenen Skript für die eigene soziale Rolle, vom Erwartbaren abweichen.

Manche dieser kleinen Geschichten enthält ihre eigene Parabel. „Die Niederlage“ lässt trotz ihres Ausgangs die Kraft einer sich selbst organisierenden Bürgerschaft deutlich werden. „Der Brief“ würdigt das beharrliche Bemühen, sich nicht mit dem eigenen Schicksal abzufinden. Die Geschichte über „Die Magd“ kommt märchengleich zu einem doch guten Schluss. Sie erinnert uns fast an eine Volksüberlieferung, wie sie versöhnlich abgerundet und von den Brüdern Grimm mit poetischem Sinn bearbeitet wurde. Es bleiben aber drei Punkte am Ende, denn meist setzt doch der Krieg seine grausamen, nicht vorhersehbaren Pointen.

So bleibt vielen nicht mehr als ein Gefühl der Vergeblichkeit, des Ausgeliefertsein. Da es sie bis an die Grenzen des Existenziellen treibt, nimmt es da Wunder, dass sie ihre Hoffnung nicht mehr auf das reell Vorstellbare, sondern nur noch auf Gott setzen?

An den heute noch vertrauten Orten von Chemnitz, am Markt, dem Roten Turm, der Johanniskirche, am Kappelbach, aber auch in Vororten wie Mittelbach, Reichenbrand, Markersdorf, Helbersdorf oder Siegmarsdorf lässt Bräuer für uns die Schauplätze vergangener Ereignisse wiedererstehen. Er findet sich ja in jedem Winkel des alten Chemnitz mit Leichtigkeit zurecht, kennt das Weberhaus wie die Mädchenschule, den Gasthof „Zum Schwarzen Bären“ wie die Apotheke an der Ecke. Dort werden durch ihn die Gestalten vergangener Zeiten so le-

bendig, als würden sie uns heute begegnen. Bei der Geschichte über den „Pestilentialis“ ziehen wir womöglich Parallelen zur Gegenwart: Im Kampf gegen die grassierende Seuche gibt es Kontaktbeschränkungen, Reiseverbote nach Böhmen, als Schutzkleidung den Pestrock und die Pestmaske, aber Häuser werden sogar vernagelt, deren Bewohner drohen ohne Nahrung zu bleiben. Die Vorgänge sind tatsächlich nicht vergleichbar.

Die Genauigkeit der Schilderungen Bräuers verblüfft immer wieder. Und sie kommt dem heutigen Verlangen nach Authentizität in unserer so reich bebilderten Welt entgegen. Bräuer lässt uns mit allen Sinnen an den Begebenheiten teilhaben, so sitzen wir gemeinsam mit ihm am Knappentisch, ziehen mit der Wanderhändlerin durchs Erzgebirge oder wohnen der Aufbewahrung Pappenhäuser auf dem Markt bei. Es ist eine Präzision der Darstellung, die sich intimer Kenntnis verdankt. Zwar weiß er den Handwerksschreiber Michael Schindler mit seinem Bericht, für die Nachwelt in die Turmkugel eingelassen, als Gewährsmann. Wie wohl kein anderer versteht jedoch Bräuer in die damalige Gedankenwelt einzutauchen, auch Nichtüberliefertes kann er so durch Vorgestelltes glaubhaft ergänzen. Seine reizvollen Vergleiche beziehen ihre Bilder aus dem der Zeit Geläufigen, seine volkstümliche Sprache ist von drastischer oder auch heiterer Prägnanz, dabei versteht er es, alltäglichen Vorgängen ihre eigene Poesie abzulauschen.

So ist dieses Büchlein doch mehr als nur die behauptete „Komplettierung“ seiner umfassenden Darstellung, die Chemnitz in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewidmet war (Helmut Bräuer: „... angst vnd noth ist vnser täglich brott ...“. Sozial- und mentalitätsgeschichtliche Beobachtungen in Chemnitz während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Leipziger Universitätsverlag 2019; vgl. die Rezension in SHB 4/2019). Und wer dem Slogan zur Kulturhauptstadt-Bewerbung von Chemnitz „C the unseen“ folgen will, der sollte es zur Kenntnis nehmen.

*Stephan Weingart*

**Werner Jentsch (Hrsg.): Enteignung und Zwangskollektivierung in sächsischen Dörfern, Leipziger Universitätsverlag 2020, 143 Seiten mit ca. 40 Abbildungen, ISBN 978-3-96023-348-0, 19,90 Euro**

Um es vorweg zu nehmen: Das Buch ist keine wissenschaftliche Arbeit und hat auch nicht diesen Anspruch, obwohl der Titel zunächst eine umfassende Behandlung des angesprochenen Themas erwarten lässt. Werner Jentsch, geboren 1929, versammelt in dem Büchlein drei Fallstudien über Bauernhöfe in Sachsen, die mit seiner eigenen Familie zu tun haben. Im Genre einer Kindheitserinnerung schildert er den 66 Hektar großen Bauernhof seiner Eltern in Zehren bei Meißen als „heile Welt“, in die 1945 die Katastrophe hereinbricht. Nach der Flucht vor der Roten Armee folgten die



Rückkehr auf den geplünderten Hof, die zweifache Verhaftung des Vaters und schließlich die Enteignung des Gutes im Herbst 1945, was in der ganzen Familie offenkundig ein Trauma hinterlassen hat. Der Vater Rudolf Jentsch starb 1948 im Lager Mühlberg. Nach zahlreichen Einsprüchen, die im Buch dokumentiert sind, wurde die Enteignung im Januar 1949 von der Landesbodenkommission bestätigt, die Familie noch Jahre danach in „Sippenhaft“ benachteiligt. Der zweite geschilderte Fall betrifft den Bauernhof Kirsten in Dürreweitzschen bei Döbeln, aus dem die Mutter des 90-jährigen Herausgebers und Hauptautors stammte. Eine Schwester seiner Mutter kam durch Heirat auf den Bauernhof Leitholdt in Heyersdorf bei Crimmitschau, der im dritten Kapitel vorgestellt wird. Angeregt durch das zweibändige Werk „Die Lommatzscher Pflege“, welches 2017 unter Leitung von Christian Lantzsch veröffentlicht wurde und zahlreiche Beispiele für Verfolgungs- und Zwangsmaßnahmen gegen Bauern zwischen 1945 und 1960 enthält, schrieb Werner Jentsch gemeinsam mit seinem Bruder und einigen Verwandten die drei Kapitel nieder. Er integrierte in den Text zahlreiche Originaldokumente, darunter Abschriften von Kassibern, die ins Lager Mühlberg oder aus dem Lager geschmuggelt wurden.

Es ist gut, dass solche Geschichten erzählt werden, denn die Betroffenen mussten jahrzehntelang über ihr Schicksal schweigen. Daher ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt, dass nicht nur Rittergutsbesitzer von den Enteignungen und Zwangsmaßnahmen nach Kriegsende betroffen waren, sondern auch viele „normale“ Landwirte. Die Beispiele im Buch von Christian Lantzsch und drei Fallbeispiele aus der Familie von Werner Jentsch machen die menschliche Dimension jenes gravierenden Strukturwandels deutlich, den die sowjetische Besatzungsmacht und SED-Kader in Politik, Gesellschaft und Landwirtschaft erzwingen.

Dabei muss man sich bewusst sein, dass die Fallbeispiele auf einer persönlichen Perspektive beruhen. Liest man sie mit wissenschaftlichem Blick, dann fallen manche Lücken auf. Aus dem abgedruckten Briefwechsel ergibt sich, dass Rudolf Jentsch Mitglied der NSDAP war. Wann ist er in die NSDAP eingetreten? War er vielleicht sogar Ortsbauernführer? Das würde seine Verhaftung und Einlieferung in das sowjetische Speziallager Mühlberg zumindest teilweise erklären. Warum wird nicht gesagt, wann und wie die Enteignung des Hofes Kirsten in Dürreweitzschen erfolgte, die offenbar in Verbindung mit der Kampagne gegen die „Großbauern“ 1953 stand? Es ist unumgänglich, die Fallbeispiele, die dieses Büchlein versammelt, in einen größeren Zusammenhang einzubetten. Leider fehlt bis heute eine zusammenfassende Aufarbeitung von „Enteignung und Zwangskollektivierung in sächsischen Dörfern“, ja selbst eine Landwirtschaftsgeschichte Sachsens im 20. Jahrhundert ist bis heute nicht geschrieben worden.

*Dr. Matthias Donath*

**Ernst Ulrich Köpf: Wie mir Tharandt zur Heimat wurde. Problembewusst in Gottes schöner Welt (Tharandter historische Hefte 5), Schütze Engler Weber Verlags GbR Dresden 2019, 176 Seiten mit Abbildungen, Broschur,**

**ISBN 978-3-936203-39-4, 15,00 Euro**

Ernst Ulrich Köpf, von 1992 bis 2002 Professor für Forstpolitik an der TU Dresden mit Arbeitsstelle in Tharandt beschreibt in diesem biografischen Rückblick, wie er – geboren 1937 in Stuttgart – zu einem Tharandter wurde. Der Ortsname bezieht sich für ihn nicht nur auf den realen Ort, sondern auch auf eine bestimmte Haltung in der Forstwirtschaft. Der geistreiche Spaziergang durch verschiedene Themenbereiche ist nach den Lebensstationen des Autors geordnet. Es handelt sich eigentlich um eine Autobiografie – die aber die biografischen Ereignisse nutzt, um grundsätzliche Überlegungen zu Herkunft, Heimat, Leben in und mit der Natur, Glauben und gesellschaftliche Entwicklungen anzustellen.

Der Autor begibt sich auf Spurensuche in seinem eigenen Leben und erkundet, wo er überall Tharandt schon begegnet ist – dem Ort wie auch zahlreichen Impulsen, die später seine Forschung und Lehre geprägt haben. 1966 war er erstmals in Tharandt, unmittelbar nach dem Staatsexamen, als dort das 150. Jubiläum der von Heinrich Cotta (1763–1844) gegründeten Forstakademie gefeiert wurde. Als Ernst Ulrich Köpf im Mai 1990 gefragt wurde, ob er sich einen Einsatz in Tharandt vorstellen könne, sagte er ohne Zögern zu. Die zwischenzeitlichen Berufsstationen – u. a. 1972 bis 1975 Forestry Planning Officer bei der FAO in Rom, 1980 bis 1988 Bürgermeister von Baiersbrunn/Schwarzwald – brachten Köpf einen reichen Erfahrungsschatz ein. Sein kritischer Blick auf Fehlentwicklungen in der Gesellschaft, aber auch auf lokale Missstände schimmert durch jede Zeile des Buches. Er kritisiert die Stelleneinsparungen im staatlichen Forstwesen, die Gründung des Staatsbetriebes Sachsenforst, die Abschaffung der Forst- und Jagdkundlichen Lehrschau in Grillenburg oder abstruse bürokratische Entscheidungen. Köpf war an vielen Debatten vor Ort in Tharandt beteiligt: als Vorsitzender des Tharandter Verschönerungsvereins, als Gegner der Bestrebungen, größere kommunale Einheit zu schaffen und Tharandt nach Freital oder Wilsdruff einzugliedern, und als Organisator von Festen und Vorträgen. Der Forstpolitiker verteidigt das Prinzip der Subsidiarität – kleine Organisationseinheiten sind effektiver als große – und spricht sich dafür aus, dass Demokratie auf mündigen Bürgern beruht, die selbst bestimmen, auch wenn sie als „Populisten“ beschimpft werden. Auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand blieb Köpf, der seit vielen Jahren auch Abonnent der „Sächsischen Heimatblätter“ ist, ein überzeugter Tharandter. Er bekennt, dass dieser Ort zur Heimat und zum Zentrum der Familie wurde.

Insgesamt eine bunte, sehr persönliche Mischung verschiedenster Themen – ein ungewöhnliches Heimatbuch.

*Dr. Matthias Donath*

